Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 41 (2015)
Heft: 4

Artikel: Rausch und Identität : welche Verantwortung haben Fachleute?
Autor: Koler, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-800805

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rausch und Identität – Welche Verantwortung haben Fachleute?

Ausgehend von den Ergebnissen einer qualitativen Forschungsarbeit im Bereich der Alkoholkonsumszenen liefert der Artikel Erkenntnisse für ein suchtpräventives Handeln, das sich nicht von einem repressiven Diktat fremdbestimmen lässt. Er enthält Anstösse für eine reflexive Präventionsarbeit, die sich nicht länger von Stigma- und Kontrollpolitik bevormunden lässt. Die fachliche Eigenverantwortung wird so zur Verpflichtung, die Wichtigkeit und Bedeutung jugendkultureller Konsumpraktiken zu erkennen und dieses Wissen weiterzuvermitteln. Aber auch einen Ansatz zu vertreten, der bei lebensweltlichen Befindlichkeiten und Bewältigungsproblemen ansetzt.

Peter Koler
MMag., Dr. phil, Psychologe und Pädagoge, Direktor des Forum Prävention, Talfergasse 4, I-39100 Bozen, Tel. +39 (0)471 32 48 01, koler@forum-p.it

Schlagwörter: Jugendliche | Identität | Rausch | Ambivalenz | Alkohol |Suchtprävention |Repression |

(Rausch-)Konsum als lebensintegrierender Faktor

Im Gegensatz zu einer fachlichen, an der gängigen klinischen Praxis orientierten Aussenperspektive, die den Gebrauch bzw. problematischen Gebrauch von legalen und illegalisierten psychoaktiven Substanzen bei jungen Menschen in erster Linie als deviante bzw. pathologische Verhaltensweise ansieht, untersuchte der Autor im Rahmen eines Forschungsdoktorats an der Technischen Universität TU Dresden, inwiefern der Konsum von psychoaktiven Substanzen und Rauscherfahrungen stabilisierende, identitäts- und lebensintegrierende Funktionen einnehmen kann.[1]

Überhaupt ging es am Anfang darum, der Frage nachzugehen, aus welchen Gründen speziell der Alkohol einen so wichtigen Stellenwert bei einem Teil der heute jungen Generation einnimmt. Insgesamt kann das gesamte Vorhaben auch als Versuch gesehen werden, dem vom pathologischen Verhalten und Nichtgelingen geprägten Blick der KlinikerInnen, der aber auch viele PräventionistInnen prägt, eine alternative Sichtweise gegenüberzustellen, die von den Lebenswelten der Betroffenen ausgeht.

Es ist heute davon auszugehen, dass in der früher beginnenden und länger andauernden Lebensphase Jugend, so wie sie sich in der zweiten Moderne herauskristallisiert hat, eine Reihe von neuen Bewältigungsaufgaben auf junge Menschen warten.

Mit dem starken Individualisierungstrend steigt für junge Menschen die Herausforderung, die eigene Identität in Beziehung mit anderen so mitzugestalten, dass für die Persönlichkeitsentwicklung wichtige Werte wie Anerkennung, Selbstwert, Selbstwirksamkeit, Zugehörigkeits- und Kohärenzgefühle entstehen bzw. verspürt werden. Die eigenen Fähigkeiten zum «Identitätsmanagement» werden auch deswegen zentral, weil die klassischen Sozialisierungsinstanzen Familie und Schule an Gewicht verloren haben.[2] Damit kommt auch die Eigenverantwortung ins Spiel: trotz aller bestehenden Regelwerke und Normierungen müssen die Personen selbst fähig sein einzuschätzen, was ihnen gut tut und was nicht. Bleibt die Frage, was zu tun ist, wenn dieses Abwägen über die eigenen Belastbarkeiten bis hin zur Selbstschädigung geht. Sicher ist: Das auf das eigene Selbst bezogene Verhalten darf nicht strafbar sein.

Innerhalb dieser gesellschaftlichen Entwicklung ist der Umgang mit und der Konsum von psychoaktiven Substanzen zu einer der zusätzlich zu meisternden Entwicklungsaufgaben geworden.[3] In diesem Kontext werden jugendsubkulturelle Szenen wichtig. Sie werden auch – aber nicht nur – in Verbindung mit Substanzkonsum zu zentralen Lebenswelten für Heranwachsende.

Aus einer Erwachsenenperspektive heraus mag es sich um gefährliches und gesundheitsschädliches Risikoverhalten handeln, für junge Menschen stehen oft auch der Wagemut, die Neugierde und eben die intensiven identitätsrelevanten Erfahrungen im Vordergrund. Für Jugendliche muss die Beteiligung an den Szenen und der darin stattfindende Konsum einen Sinn ergeben. Warum sonst verbinden sie damit so viel Lust und Energie? Die Frage ist nur: Welchen Sinn? Ein repressiver, kontrollierender Ansatz lässt diese Frage nicht zu. Er verhindert sie geradezu.

Qualitative Forschung als Methode: Von den Daten zur Theorie

Der Kern der Studie besteht aus der Analyse von 19 halbstandardisierten, themenzentrierten Interviews, die mit insgesamt 23 konsum- und rauscherfahrenen jungen Männern und Frauen zwischen 14 und 20 Jahren geführt wurden. In den Interviews machen junge Menschen, die sich Alkohol-Konsumszenen zugehörig fühlen, den Hauptteil aus. Unter dem Begriff Alkoholszene oder Alkszene werden jene öffentlichen oder halböffentlichen Orte verstanden, in denen sich junge Menschen in ihren Bezugsgruppen zusammenfinden, um in mehr oder weniger ritualisierten

Verhaltensweisen «gewohnheitsmässig» alkoholische Getränke der unterschiedlichsten Art gemeinsam zu konsumieren. Die Substanz Alkohol zu konsumieren ist in diesen Szenen normal. Alkohol gehört dazu, wenn man sich trifft, am Abend ausgeht und feiert.

Die Jugendlichen sind mit ihren Erzählungen der zentrale Ausgangspunkt für die Forschung. In ihren Aussagen finden sich bereits die Schlüssel für die Gründe und Bedeutungen ihres Tuns. Daraus leitet sich – im Sinne der Prinzipien einer rekonstruktiven Sozialforschung[4] – der grundsätzliche Auftrag ab, diesen subjektiven Sinn, der im Handeln der Subjekte steckt, zu erschliessen. Die in den Interviews erzählten Lebensgeschichten sind gleichzeitig auch Lerngeschichten. Sie zeigen auf, welche Transformationen junge Menschen in wenigen Jahren machen: Wie sie reifen, sich emotional weiterentwickeln, wie sie mit positiven und negativen sowie traumatischen Erfahrungen umgehen lernen und erfahren, welche Erlebnisse sich günstig auf sie auswirken.
Ein nicht geplanter, vielmehr erstaunlicher Nebeneffekt dieses Vorgehens: Viele Interviewte bedankten sich nach dem Interview dafür, dass sie alles erzählen durften ohne zurechtgewiesen, ermahnt oder bewertet zu werden. Den jungen Menschen kam es ungewohnt vor, dass Erwachsene in so einer Art und Weise mit ihnen sprachen, ohne gleich die aktuellen Lebensentwürfe infrage zu stellen oder Lösungen für geschilderte Probleme und schwierige Situationen anzubieten.
Eine zweite Rückmeldung, die öfter gemacht wurde, war, dass die Interviewten nach dem Gespräch über einige ihrer erzählten Handlungen mehr Bewusstsein verspürten, ihnen einiges klarer vorkam und sie besser verstanden, aus welchen Gründen manche Dinge geschehen oder geschehen waren.

Zentrales Ergebnis: Ambivalenz als übergeordnete Kategorie

Für die Analyse wurden die aufgenommenen Interviews in einem ersten Schritt mehrmals angehört, um die für die Forschungsfragen relevanten Inhalte zu sichten und zu transkribieren. In einem weiteren Schritt wurde das Material im Sinne der Grounded Theory[5] in Sinnabschnitte zerlegt, kodiert und anhand von diesen Kodierungen neu sortiert. Das in Kategorien geordnete Material war die Basis für die eigentliche Forschung.

In fast allen erhobenen Kategorien fanden sich Widersprüche, ambivalente Aussagen, Haltungen und Positionen. Dieser Umstand machte am Anfang des Analyseprozesses erhebliche Schwierigkeiten. Was macht man mit einem Material, das sich einer eindeutigen Hypothesenbildung widersetzt? Wie kommt man zu neuen Schlüssen und Erkenntnissen? Wie soll über das gesammelte Material ein wissenschaftlich verankertes Verständnis jugendlicher (Sub-)Kultur entstehen, wenn sich dieses so heterogen und vielschichtig präsentiert?
Erst als der Versuch, eine übergeordnete Eindeutigkeit aus dem gesammelten Material zu erkennen aufgegeben und Ambivalenz als Oberkategorie gefunden und akzeptiert wurde, entstand – ganz im Sinne der Grounded Theory – ein erkennbarer Diskurs: Für die Befragten ist (noch) vieles unklar, manches im Fluss, nicht eindeutig oder unverständlich, manchmal auch beliebig. Haltungen und Einstellungen wechseln, Gedanken sind sprunghaft.
Auch die Alkoholszenen selbst haben für die an ihr teilhabenden Jugendlichen nicht diese eindeutige Wichtigkeit und Identitätsrelevanz, die wir ihnen als Forscher gerne zuschreiben oder zuschreiben möchten. In der Studie wurde Ambivalenz zum übergeordneten Begriff, der es erlaubte, das Material zu ordnen und zu deuten. Damit einhergehend öffneten sich neue Möglichkeiten, die erzählten Geschichten zu verstehen und in einem erweiterten gesellschaftlichen Kontext einzubetten und zu begreifen.

Die Ergebnisse des qualitativen Forschungsteils sind in drei Bereiche aufgeteilt:

- Im ersten Teil geht es um alkoholspezifische Themen: um das Trinken lernen, die Verbotsdynamiken, spezifische männliche und weibliche Erfahrungen, die über die Beteiligung an den Alkoholszenen gemacht werden, um die Rolle der Gruppe, die Wirkungen und Auswirkungen der Substanz und den Umgang mit Rausch.
- Im zweiten Teil werden die Aussagen aus den drei in den

Interviews oft als wichtig geschilderten Lebensbereichen Eltern/Familie, Freunde und Schule gesammelt wiedergegeben.

- Im dritten Teil werden die Entwicklungsprozesse, die über die Beteiligung an den Alkoholszenen gemacht werden, beschrieben. Dabei haben sich die aus den Erzählungen herausgearbeiteten Kategorien «Selbstregulierung», «Selbstreflexion», «Distanzierung» und «reifer/erwachsen werden» zu zentralen Bezugspunkten verdichtet. In diesem Teil wird aufgezeigt, welche Dynamiken und Bedeutungen im Kern mit den Alkoholszenen verbunden sind und aus welchen Gründen die anfangs für den Forscherblick auch verstörenden Ambivalenzen im ersten Kapitel dieses Teils ihre Berechtigung haben.

Alkoholszenen als funktionale Identitätsstifter

Die Ergebnisse zeigen deutlich auf, dass Alkoholszenen wichtige identitätsstiftende und verankernde Impulse geben, die junge Burschen und Mädchen auf ihrem Weg in das Erwachsenenleben als Erfahrungswelt benötigen. Sie sind behilflich, um sich von der Kindheit zu verabschieden und zu einem eigenen Selbst zu kommen. Diese Szenen sind selbstorganisiert und selbstkonstruiert. In ihnen lernen die Beteiligten kompetent mit Schlüsselsituationen umzugehen. Nach einigen Jahren entwickeln sie durch die Beteiligung aber auch eine kritische Reflexionsfähigkeit und distanzieren sich erneut davon.

Im Folgenden werden einige Erkenntnisse aus diesen Gesprächen erwähnt:

- Alkohol trinken muss erlernt werden. Dies geschieht im Peer-Kontext ohne grosse Beteiligung von Erwachsenen. Es braucht eine mehrmalige Trinkerfahrung, bis sich ein individuelles Wissen und eine gewisse Konsumkompetenz, darüber, wie man trinkt und was und wie viel man verträgt, einschreibt. Damit verbunden ist auch eine Neubewertung des Zuviel-Trinkens. Das sogenannte, medial immer hervorgehobene Rauschtrinken scheint eher mit einer mangelnden Erfahrung der Anfänger zu tun zu haben als mit einer tatsächlichen Suche nach Extremen. Allerdings kann es auch passieren, dass man sich trotz aller Erfahrung manchmal betrinkt: entweder weil man sich gezielt dafür entscheidet oder weil man aus einem bestimmten Grund die Kontrolle verliert.
- Das Verbot im Sinn des Jugendschutzes (kein Alkohol unter 16 bzw.18 Jahren) erntet viel Zustimmung. Zugleich berichten jüngere Jugendliche, die Beschaffung von Alkohol sei für sie «kein grosses Problem». Für einige erzeugt das Verbot den Reiz, dieses zu übertreten – auch wenn sich dieser nach einer gewissen Zeit abnutzt.
- Einem Teil der männlichen und weiblichen Jugendlichen hilft Alkohol beim Kennenlernen von Gleichaltrigen, die Hemmschwelle bzw. Schüchternheit zu überwinden. Andere fühlen sich selbstsicher und «mutig» genug und benötigen dafür keinen Alkohol. Dieser kann zudem eine «falsche Selbstsicherheit» verleihen und zu Handlungen führen, «die man nüchtern nicht machen würde bzw. machen möchte».
- Unter Alkoholeinfluss fällt es vielen Mädchen und Jungen leicht, sexuelle Erfahrungen zu machen. Beide schätzen dies aber nicht bloss als positiv ein.
- Hinsichtlich des Konsums von Alkohol als Folge eines Gruppendrucks gehen die Meinungen auseinander. Zwar scheinen sich die Trinkstile von Mädchen und Jungen anzunähern, doch gibt es auch geschlechtstypische Unterschiede: Bei jungen Frauen beeinflussen «die vielen angebotenen, von anderen gezahlten Getränke» ihr Trinkverhalten, da es schwerfällt, Nein zu sagen. Jungen werden manchmal dadurch in ihrem Trinkverhalten beeinflusst, dass sie zum (Weiter-)Trinken angespornt werden. In beiden Geschlechtern finden sich aber auch Rückmeldungen, dass Gruppendruck keine grosse Rolle spiele.
- Auch zur Kategorie Gewalt gibt es durchaus konträre Positionen: Einige männliche Interviewte lehnen

Gewaltausübung grundsätzlich ab, mit oder ohne Alkohol. Sie erleben sich selbst als nicht aggressiv und auch unter Alkoholeinfluss noch kontrolliert. Sie erzählen auch, welche Strategien sie innerhalb der Alkoholszenen anwenden, um Gewalterfahrungen auszuweichen. Andererseits finden sich in den Interviews auch Aussagen über gelebte Gewaltausübung und -erfahrungen. Diesbezüglich sind Alkoholszenen in modernen Gesellschaften eine der wenigen verbliebenen Orte, wo das Gewaltverbot (noch) nicht ganz greift und es (in erster Linie) Männern ermöglicht, eine Extremform von Körperlichkeit auszuleben bzw. zu lernen, wie mit Aggressionen und Provokationen umgegangen werden kann.

Mit zunehmender Reflexionsfähigkeit und dem Heranwachsen werden Erlebnisse im Zusammenhang mit Alkohol als störend für die weitere eigene Entwicklung und die (neuen) Lebensziele angesehen. Die Szenen verlieren ihre Wichtigkeit und Bedeutung. Ersichtlich wird durch die ausgeprägt vorgefundenen Ambivalenzen auch, dass die Alkoholszenen Kunstwelten sind und für diesen Übergangsraum, Kindheit-Jugend, junge Erwachsene, nicht die optimalen und idealen Orte darstellen. Dass Alkoholszenen diese Funktion trotzdem einnehmen, hat auch damit zu tun, dass Erwachsene sich aus diesem Raum mehr oder weniger verabschiedet haben. Die nachkommende Generation steht im Prozess des Erwachsenwerdens zurzeit alleine und ohne grossen Unterstützer da.

Suchtpräventive Fremd- versus Eigenverantwortung

Bleiben die Fragen nach der suchtpräventiven Fremd- bzw. Eigenverantwortung. Was ist zu tun? Wo sollen wir eingreifen, mitsteuern? Wo zulassen? Die folgenden Überlegungen sind insofern reflexiv, weil in ihnen miteinbezogen und berücksichtigt wird, was es für die jungen Menschen bedeutet und was es für die Interventionen bedeutet, wenn die Bedürfnislagen von Jugendlichen wahrgenommen werden.

Selbstbestimmte Menschen, die in einer freien Gesellschaft leben, kann man für eine Verhaltensänderung durch den Einsatz von repressiven Strategien nur schwer erreichen. Das mag zu totalitären Systemen passen, nicht aber zu modernen und freiheitsorientierten Demokratien. Gerade wenn es um junge Menschen geht, verbaut eine auf Kontrolle aufgebaute Strategie den Zugang. Die Negation der negativen Prävention ist demzufolge ein konsequenter Schritt. Die moralische Panikmache gehört nicht zum Instrumentarium einer zeitgemäßen Präventionsarbeit.

Besser passen Präventionsstrategien, die ihre Botschaften an Haltungen koppeln, die mit den AdressatInnen zumindest kompatibel sind. Auch die Betonung der eigenen Entscheidungsfreiheit und von Verantwortungsübernahme für das eigene Tun gehören zu den grundlegenden Elementen eines solchen präventiven Gedankengebäudes. Prävention muss deshalb schon im Prozess der Sozialisation in eine Ermöglichungsstruktur von Lebenskompetenzen und Selbstsorge eingebettet werden.[6]

Prävention an sich baut auf Vernunft als Schlüssel des Verstehens und Agierens. Das Ziel präventiver Massnahmen – sei es im Gesetzes-, sozialen und/oder gesundheitlichen Bereich – ist, Probleme, Leid und/oder Schädigungen jeder Art zu mindern oder zu verhindern. Präventives Handeln dient also grundsätzlich dem Wohl der Menschen. Die Schwierigkeiten entstehen erst dann, wenn Präventionskräfte für ihre Zielgruppe entscheiden. Die «professionelle Unschuld» geht verloren, sobald Verhalten ohne Einverständnis der Betroffenen verändert werden will.

Als Fachmenschen befinden wir uns zurzeit in einer Situation, in der es fast nicht mehr möglich ist, öffentlich die Position zu vertreten, dass ein Rausch ab und zu etwas durchaus Normales und Menschliches ist, geschweige denn, dass rauschhafte Zustände der Gesundheit dienlich sein können. Diese Entwicklung hängt wahrscheinlich auch damit zusammen, dass sich ExpertInnen und Medien regelmässig auf das unangepasste, nicht gelungene Verhalten konzentrieren. Vielleicht ist es ja geradezu eine «Berufskrankheit», immer das Negative in den Mittelpunkt zu stellen, da man in der beruflichen Praxis hauptsächlich mit dem Scheitern, den Traumatisierungen, der Sucht und der Zerstörung zu tun hat.

Für die Präventionsarbeit gilt das nicht pauschal. Wenn sie sich auf die Allgemeinbevölkerung bezieht, kann sie sich nicht in erster Linie von den Erkenntnissen der behandelnden Suchtarbeit leiten lassen, da diese immer von dem nicht geglückten Versuch des Umgangs mit psychoaktiven Substanzen ausgeht. Auch wenn dieser problematische Umgang eines der grossen Probleme moderner Gesellschaften ist, kann der Wunsch nach Rausch nicht aus den Agenden der Präventionsarbeit gestrichen werden.[7] Umso mehr, als es genügend kommerzielle Anbieter gibt, die diesen Wunsch aufgreifen.

Herausforderungen für die Suchtprävention

Man kommt zum aktuellen Zeitpunkt nicht umhin, die Konsumszenen als Orte der Identitätsentwicklung zumindest für einen Teil der jugendlichen Bevölkerung anzuerkennen. Die Szenen sind behilflich, weil sie gute und schlechte Selbsterfahrungen ermöglichen und so junge Menschen bei ihrer Identitätskonstruktion unterstützen.

Alkoholszenen bekommen als ritualisierter Erfahrungsraum Platz und Wichtigkeit, obwohl sie in erster Linie nicht dafür gemacht sind. Das erfolgt hauptsächlich deshalb, weil nicht mehr viele andere öffentliche Räume vorhanden sind, in denen junge Menschen sich frei bewegen können und die zugleich die Voraussetzungen mitbringen, um als Übergang zu dienen sowie Erfahrungen und Möglichkeiten zum Erwachsenwerden und Reifen zu bieten.

Die Frage ist, wie dieses Phänomen zu bewerten ist. Eine Möglichkeit ist, den Umstand, dass Alkoholszenen diese Aufgaben einnehmen, zu akzeptieren. Als Konsequenz müssten sich Präventionskräfte dann mit dem Phänomen der Alkoholszenen stärker beschäftigen, indem man bspw. eine verstärkte Zusammenarbeit mit den Anbietern (z.B. Bar-, Pub- und Discobesitzer, Festivalveranstalter) beginnt und versucht, Massnahmen zu entwickeln, um optimalere Erfahrungsräume mitzugestalten.[8]

Gleichzeitig greifen dann leichter risiko- und schadensmindernde Konzepte für einen «sicheren» Rauschraum, die den äusseren Rahmen absichern helfen. Safer-use-Strategien, die in den Nightlife- und Partykontexten schon entwickelt wurden,[9] wären demzufolge weiterzudenken.

Ebenso sind die Handlungsmodelle aus der Rausch- und Risikopädagogik nützlich, in denen Kompetenzen im Umgang mit Alkohol und Gruppendynamik trainiert werden. Auch die Zusammenarbeit mit security staffs und Ordnungskräften müsste intensiviert werden, allerdings mit einem neu formulierten Ziel eines «sicheren Konsum- und Rauschraums».[10]

Last but not least müsste es zwangsläufig auch darum gehen, die Akteure, die Jugendlichen selbst, in den Mittelpunkt zu stellen. Gerade Jugendliche können leicht in einen Konflikt zwischen entwicklungsnotwendigem Experimentieren und Präventionsaufforderungen kommen, der ihr Streben nach Selbstregulierung blockiert. Vor diesem Hintergrund gilt es, die Befähigungsperspektive vor die Kontrollperspektive zu setzen.[11] In Anlehnung an die Praxis bei anderen risikoreichen Verhaltensweisen müsste es für Jugendliche ein unterstützendes Angebot zu einem bewussten und verantwortungsvollen Konsum geben. Ziel müsste es sein,

im Umgang mit Alkohol so wenig Probleme wie möglich zu entwickeln. Das würde auch bedeuten, den halbwilden Raum der Alkoholszenen zuzulassen, zu akzeptieren, dass innerhalb dieses Raumes Erfahrungen gemacht werden, die als Problemlösestrategien dienen, die zur Selbstreflexion anregen und letztlich die jungen Personen auch «reifen» lassen.
Ebenso liegt es in der Verantwortung der Suchtarbeit, dass die Öffentlichkeit vermehrt und kontinuierlich über die Bedeutungen des jugendlichen Konsumverhalten und den damit zusammenhängenden Bedürfnissen informiert wird. Der Sensationalisierung und moralischen Panik der Medien, die gerne auf politisch Verantwortliche überschwappt, muss eine sachliche Position gegenübergestellt werden. Das könnte auch heissen, einen Konflikt über die Definition des «richtigen Aufwachsens» nicht zu scheuen.

Fazit

In Anbetracht dessen, dass auch die Alkoholszenen nur behelfsmässige Übergangsräume darstellen, wären neue, alternative Modelle zu entwickeln, die präziser den Bedürfnissen nach Grenzerfahrungen, sexuellen Erfahrungen, Reifer- und Erwachsenwerden entsprechen.
Demzufolge müssten die Anstrengungen bspw. darauf konzentriert werden, folgende Ziele zu erreichen:

- Zum jungen Mann, zur jungen Frau zu werden: Mit Jugendlichen moderne Initiationsrituale entwickeln und mitgestalten helfen, die es erleichtern, eine Geschlechtsidentität zu bilden.
- Den Wunsch nach Überschreitung wahrnehmen und lebbar machen können: Wege und Formen finden, die nicht nur vom Risiko her abschätzbar, wenig gesundheitsschädlich und nicht verboten sind, sondern die zudem helfen, das Selbstbewusstsein und das Selbstvertrauen zu formen sowie das Zusammenleben und die wechselseitige Anerkennung zu stärken.
- Die eigene Grenzenlosigkeit bzw. Begrenztheit erfahren: Rausch- und Überschreitungserlebnisse nutzbar machen, um die eigenen Grenzen kennenzulernen, zu akzeptieren und einzuhalten.
- Mit dem Körper umgehen können, mit sich umgehen können. Den Körper nutzen lernen, als Medium der Entfaltung und Problembewältigung. Insbesondere: Sexualität als Teil des eigenen Selbst erleben dürfen: Für die eigene Persönlichkeit integrierbare sexuelle Erfahrungen in einem ansprechenden und wenig bedrohlichen Setting machen können.
- Selbstregulierungskompetenzen im Umgang mit psychoaktiven Substanzen erwerben.
- Mit den aggressiven Seiten der eigenen Körperlichkeit umgehen lernen: kreative und geschlechtsadäquate Formen finden, um Aggressionen ausleben und die eigene Körperkraft spüren zu können, ohne auf Destruktivität oder Schädigung von Dritten zurückzugreifen.

Dementsprechend werden folgende Bereiche zu zentralen Arbeitsfeldern der Prävention:

Soziale Anerkennung

Es braucht eine Menge von Möglichkeiten, die es erlauben, sich zu entwickeln und zu wachsen, indem die eigenen Fähigkeiten genutzt bzw. entdeckt werden können.

Selbstwirksamkeit

Das Erfahren von Selbstwirksamkeit ist einerseits eng mit dem Erfahren von sozialer Anerkennung verbunden. Ebenso verhelfen aber auch das Wissen und Nutzen von geeigneten Bewältigungsstrategien für die individuellen biografischen Herausforderungen zum Herausbilden einer stabilen Zuversicht.

Stabiler Selbstwert

Ein stabiler Selbstwert ist eng gekoppelt mit einem Gesundheitsbegriff, der unter gesund versteht, ausgelastet zu sein und mitmachen zu können.

Wir sollten weiter an einer Präventionskultur arbeiten, die berücksichtigt, dass Menschen immer mehr von Lebensverwaltern zu Lebensgestaltern werden und in dieser Gesellschaft selbst entscheiden, wie sie leben wollen – auch weil im laufenden Wertewandel Institutionen wie Staat und Kirchen, die in der Vergangenheit vorgaben, wie ein «gutes» Leben auszuschauen hat, vom Prinzip der Eigenverantwortung abgelöst wurden; einer Präventionskultur, die sich distanziert von Zwang und Repres-sion, weil Prävention per definitionem nicht darauf aus sein darf, den anderen von etwas abhängig zu machen, und die es nicht notwendig hat, ihren «Erfolg» an der Höhe bzw. Niedrigkeit der Lebenszeitkonsumprävalenzkurven zu messen.
Prävention braucht eine ethische Grundhaltung, die gekennzeichnet ist durch Respekt vor dem Menschen und darauf aufbauend Reflexion und Feingefühl entwickelt, um zwischen Notwendigem und Vertretbarem zu unterscheiden und beides im rechten Mass zu verbinden.●

Literatur

Böhnisch, L. (2012): Die Sozialisation in Zeiten der Postmoderne. Gründe, weshalb die Gesellschaft immer repressiver wird, und deren Konsequenzen für die Prävention. Referat anlässlich des Internationalen Kongresses «Präventionsarbeit in repressiven Zeiten». 08-09.03.2012. Bozen.
Böhnisch, L. (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter: Eine Einführung. Weinheim/München: Juventa Verlag.
Glaser, B./Strauss, A. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Original 1967. Bern: Huber.
Hurrelmann, K. (2007): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim/München: Juventa.
Jakob, G./von Wensierski, H.J. (Hrsg.) (1997): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim/München: Juventa.
Koler, P. (2014a): Rausch und Identität – Jugendliche in Alkoholszenen. Bupress: University Press.
Koler, P. (2014b): «Präventive Ansätze im Nachtleben: Feiern mit Niveau». Forum Stadt: Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung 4: 391-402.
Koler, P. (2008): Berauschende Aussichten. Aufbruch zu einer neuen PräventionsKultur. Abhängigkeiten (14)1: 12-23.
Koller, G./Baldemair, A./Guzei, M./Rettenwander, A./Strieder, C./Willfahrt, J. (2003): Risflecting Grundlagen. Statements und Modelle zur Rausch- und Risikopädagogik. Ein Studien- und Lesebuch. Salzburg: Akzente Suchtprävention.
Mendes, F.J./Mendes, M. (2011): Club Health «Healthy and Safer Nightlife of Youth project». Staff training for nightlife premises.
Oswald, H. (2010): Was heisst qualitativ forschen? Warnungen, Fehlerquellen, Möglichkeiten. S. 183-201 in: B. Friebertshäuser/A. Langer/A. Prengel (Hrsg.), Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München: Juventa.

Endnoten

1 Vgl. Koler 2014a.
2 Vgl. Böhnisch 2008.
3 Vgl. Hurrelmann 2007.
4 Vgl. Jakob/von Wensierski 1997.
5 Vgl. Glaser/Strauss 1998.
6 Vgl. Böhnisch 2012.
7 Koler 2008: 15.
8 Vgl. Koler 2014b.
9 Vgl. Mendes/Mendes 2011; Siehe auch Safer Nightlife Schweiz (SNS) www.infodrog.ch/index.php/nightlife.html, Zugriff 28.07.2015.
10 Vgl. Koller et al. 2003.
11 Vgl. Böhnisch 2012.